

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 53 (1982)
Heft: 9

Artikel: Regierungsrat Arnold Schneider zum Jubiläum des 20jährigen Bestehens der BAHEBA : Offenheit des Bildungswesens - eine Utopie?
Autor: Schneider, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Offenheit des Bildungswesens – eine Utopie?



Bis zu seiner Wahl in die Basler Regierung vor 16 Jahren leitete Arnold Schneider, Ehrenmitglied des VSA, das Bürgerliche Waisenhaus am Theodorskirchplatz in Basel. Zusammen mit den Vorstehern anderer Basler Heime rief er 1962 die «Berufsbegleitende Ausbildung für Heimerzieher Basel» (BAHEBA) ins Leben. Aus Anlass der Jubiläumsfeier zum 20jährigen Bestehen der BAHEBA hielt Erziehungsdirektor A. Schneider am 12. Juni dieses Jahres die Festansprache. Die Redaktion des Fachblatts «Schweizer Heimwesen» freut sich, den Text der Rede hier im Wortlaut vorlegen zu können. Die Aufnahme entstand anlässlich der VSA-Jahresversammlung 1982, an welcher Regierungsrat Schneider als Leiter eines Podiumsgesprächs mitgewirkt hat.

Zitat:

«Wer heute ernsthaft vermutet, dass sich an der *Waisenhausideologie* (mit der dazugehörigen *Pharisäerpsychologie*) von *Autoritätsrepräsentanten* Entscheidendes geändert habe, wird durch die Besichtigung weniger Kinderheime sofort eines Besseren belehrt.»

Sie werden mir zustimmen: Ein *unheimlich starker Anfang*. Es handelt sich um den ersten Satz des Vorworts zu einem Buch über Heimerziehung, das 1971 erschienen ist. Das Vorwort stammt von *Tobial Brocher*.

Ich zitiere den Satz nicht seines Inhaltes, sondern seiner Tonlage wegen. In ihr drückt sich aus:

Die Heimkritik weiss Bescheid. Sie kennt das Entscheidende. Und, dies vor allem, sie kennt und benennt die Schuldigen: Es sind natürlich die Heimleiter, die in den Heimen, wie könnten sie anders, die Autorität repräsentieren und bei dieser Tätigkeit der Pharisäerpsychologie frönen, was immer das sein mag.

Und nun noch ein starker Satz:

«Es gibt für ein Kind nichts Schrecklicheres als die Einweisung in ein Heim.»

Diese Feststellung gehört zu den Tagungsergebnissen 1981 der Jugendgruppenvereinigung des Schweizerischen Invalidenverbandes.

Wir wissen es: Das Bild des Heimes in der Öffentlichkeit ist seit jeher problematisch, oft ein Zerrbild.

Dieser Zustand der Dinge bedeutet für den Heimleiter eine Falle. Er ist schon drin,

- wenn er die Ungerechtigkeit der Beurteilung beklagt,
- wenn er jammerndem Selbstmitleid verfällt,
- wenn er sich in langatmige Rechtfertigungen und Polemiken verwickeln lässt,
- wenn er griesgrämig resigniert.

Ich freue mich heute ganz besonders, dass ich eine Einrichtung würdigen darf, die von zukunftsfreudigen und nicht von resignierten Heimleitern gegründet worden ist, und zwar nicht, um irgend eine Theorie zu stützen oder zu widerlegen, sondern um ein ganz praktisches Problem zu lösen.

Im Jahresbericht 1961 schrieb der Waisenvater:

«Es gibt in Basel und Umgebung keinen Heimleiter mehr, der nicht grösste Personalsorgen hat. Die traditionellen Ausbildungsstätten für Heimerzieherinnen und Heimerzieher sind schon lange nicht mehr in der Lage, den Nachwuchs sicherzustellen. Immer deutlicher zeigt es sich, dass die Propagierung des Heimerzieherberufes vernachlässigt worden ist und dass neben den bisherigen Schulen andere Ausbildungsmöglichkeiten für angehende Erzieher geschaffen werden müssen.

Zusammen mit den Vorstehern der staatlichen Heime hat sich der Waisenvater entschlossen, im Frühjahr 1962 eine Berufslehrstelle für Heimerziehung zu eröffnen.»

Bei der jubiläumsmässigen Würdigung solcher Gründungsakte besticht regelmässig deren Unbekümmertheit. Es wäre ja auch denkbar gewesen, zunächst beispielsweise eine Strukturanalyse des Heimerziehermangels in Auftrag zu geben, um die Hintergründe auszuleuchten und die geistige Verbindung zwischen dem Mangel an Erziehern und den Mängeln der Heime herzustellen. Vielleicht wäre man auf diese Weise zu Verbesserungsvorschlägen von atemraubender Kostspieligkeit gekommen. Vielleicht hätte die Studie am Schlusse viele Fragen aufgeworfen und Aspekte aufgezählt, von denen gesagt worden wäre, dass sie dringend weiterer Erforschung bedürften. Vielleicht hätte sich jemand habilitiert. Aber – das ist das Risiko solcher Tiefenerkundung – vielleicht hätte man heute noch nicht alle Entscheidungsgrundlagen beisammen.

Ich will damit nicht vorzeitig mit Ihrem Beifall kokettieren, indem ich ein Primat des gesunden Menschenverstandes vor der Wissenschaft behaupte, sondern nur darauf hinweisen, dass oft gehandelt werden muss, ohne dass zuvor in wissenschaftlicher Art untersucht werden konnte. Zum gesunden Menschenverstand gesellt sich als effizienter Planer der Notstand, der immer anspornend und beschleunigend wirkt.

Nur so war es möglich, im Jahre 1962 auszuführen, was im Jahre 1961 eronnen worden war.

Das Modell 1962 der Heimerzieherausbildung lehnte sich deutlich an die herkömmliche Berufslehre an, an die sogenannte Meisterlehre. Demnach lernt man die praktische Berufsausübung unter der Anleitung eines bewährten Praktikers an Ort und Stelle. Hiefür ist später der amerikanische Begriff «Learning by Doing» erfunden worden. Das könnte uns vom Komplex des Modernitätsrückstandes befreien, falls dies nicht schon Ivan Illich gelungen ist, der rundweg erklärte, das moderne Bildungswesen beruhe auf der Annahme, dass jegliches Lernen das Ergebnis von Unterricht sei, und diese Annahme sei eine grosse Illusion.

Ich will damit sagen, dass immer dann, wenn Ideen und Institutionen zu orthodoxen Gebilden erstarren, die Häresie eine befreiende Wirkung haben kann.

Die Frage ist jeweilen nur: was ist was? Was ist die geltende orthodoxe Lehre, und was ist das notwendige Fragezeichen?

Betrachten wir den Gründungsakt von 1962 im Lichte dieser Fragestellung, so erweist er sich als doppelgesichtig.

Einerseits beruhte die Heimerzieherausbildung auf dem vertrauten Prinzip der schweizerischen Berufsausbildung nach BIGA-Muster, mit einem Schultag pro Woche und dem Schwergewicht auf der Praxis im Betrieb.

Andererseits bedeutet diese Formel im Gebiet der sozialen Berufe eine Alternative zur schon damals üblichen Vollzeitausbildung, und insofern einen gewagten Schritt.

Wenn heute beispielsweise in der Lehrerbildung jemand käme und vorschläge, neben der zweijährigen Primarleh-

rausbildung am Seminar eine zwar dreijährige, aber nur mit einem Theorietag pro Woche versehene Schulzimmerausbildung zu stellen, so würde er etwas erleben. Sofort würde das böse Wort «Schmalspurausbildung» in die Runde geworfen, und man würde das Ganze als Anschlag auf das Niveau und das Ansehen der Lehrerschaft bezeichnen.

Es ist bemerkenswert, dass sich die Gründung von 1962 ohne derartige Nebengeräusche vollziehen liess. Dies mag seine Ursache in verschiedenen glücklichen Umständen, sicher aber auch in der Friedfertigkeit der bestehenden Schule für Heimerziehung und in der Einsicht ihrer Träger haben.

Im Nebeneinander verschiedenartig konzipierter Ausbildungsgänge sollte man mehr erkennen als einen Gegenstand für Koordinations-, Fusions- und Einheitsbemühungen.

Es könnte ja auch sein, dass darin ein Modell für die sinnvolle Vielfalt der Lernimpulse läge, ein Modell, das der verschiedenartigen Gelehrigkeit der Menschen Rechnung trägt. Einige lernen wirksam auf der Schulbank oder aus Büchern, andere sind eher ansprechbar, indem sie praktische Aufgaben übernehmen und aus ihren Erfolgen und Misserfolgen lernen. Der Erfolg jeder Art von Ausbildung ist unterschiedlich, woraus zu schliessen ist, dass auch der Ausbildungsbedarf der Menschen sehr verschieden ist.

Ich übertreibe wohl nicht, wenn ich in der Gründung der BAHEBA eine Gebärde sehe, die im Sinne solcher Offenheit und Öffnung liegt.

Die Vision eines offenen Bildungswesens, das freie Lerngelegenheiten verschafft und in welchem in letzter Konsequenz auch der Autodidakt oder das Naturtalent ihren Platz haben, mag utopisch sein, hat aber als Gegenbild zur Wirklichkeit eine grosse Bedeutung.

Denn die Wirklichkeit des Bildungswesens ist anders. Sie steht unter dem *Gesetz der fortlaufenden Strukturierung*. Immer neue Gebiete und Betätigungen werden schulisch eingezont, in Bildungsgänge gefasst, durch Curricula definiert. Hinzu kommen Zulassungsbedingungen, die laufend verfeinert werden, Diplomprüfungen und schliesslich das Bestreben, gewisse Betätigungen den Inhabern gewisser Ausweise zu reservieren, womöglich mit gesetzlichem Schutz.

Das alles sind Symptome eines Vorganges, den Sie unter dem Stichwort «Professionalisierung» bestens kennen. Oder muss ich nach der VSA-Jahresversammlung in Basel schon sagen: *sattsam* kennen?

Es ist nicht ungewöhnlich, dass in schwierigen Zeiten bestimmte Worte in die Buh-Zone abrutschen, wo sie Blitzableiter- und Sündenbockfunktionen übernehmen. Sie fassen dann sozusagen das gesammelte Unbehagen und werden zum Schlüsselwort für alle ungelösten Probleme. Mit dem Begriff Professionalisierung scheint es sich ähnlich zu verhalten.

Wenn man die Professionalisierung zu bemerken beginnt, ist sie gewöhnlich schon in einem fortgeschrittenen Stadium. Man kann weiter gehen und sagen, dass der Keim

der Professionalisierung schon in der Arbeitsteilung angelegt ist. Wenn die Professionalisierung den Sündenfall der Erziehung bedeutet, so liegt er jedenfalls sehr weit zurück, am Ende jener grauen oder goldenen Vorzeit nämlich, als die Erziehung noch ein natürlicher, ungeplanter und unmerklicher Bestandteil des menschlichen Zusammenlebens in der Familie oder Sippe war, weniger eine Tätigkeit als ein Ergebnis des natürlichen Lebens.

Irgendwann muss dann die Erziehung sich aus dem natürlichen Zusammenhang herausgelöst haben und in die Hände von Experten gefallen sein. Lassen wir offen, ob das ein notwendiger Fortschritt oder das Begleitprodukt eines bedauerlichen Zerfalls natürlicher Ordnung war.

Man wird diese Frage je nach der Gemütslage des Zeitgeistes oder dem persönlichen Temperament unterschiedlich beantworten.

Sicher ist, dass die Verfachlichung der Erziehung, ihre Aufteilung unter verschiedene Berufe und Teildisziplinen schon längst im Gange war, als die BAHEBA auf den Plan trat. Die BAHEBA bedeutete selbst ein Stück Professionalisierung, indem sie das praktische Ziel anstrebt, die ungelerten Hilfskräfte, mit denen der Heimbetrieb mühsam aufrechterhalten wurde, zu ersetzen durch Fachkräfte.

Fachkräfte zeichnen sich von Ungelernten durch einen Vorrat berufsspezifischen Wissens aus. Sie verfügen über ein gewisses Mass an Theorien. Die Theorien sollten ihnen helfen, die Probleme der Praxis zu erkennen, zu deuten und zu lösen. Psychologiekennntnisse beispielsweise haben für den Heimerzieher dann einen Sinn, wenn sie ihm helfen, die wirklichen Probleme wahrzunehmen, und wenn er sein eigenes Verhalten zu reflektieren in der Lage ist, und wenn er hinter seine eigenen Alltagstheorien kommt.

Theoretisches Wissen soll also kein Selbstzweck sein, sondern der praktischen Berufsausübung dienen. So selbstverständlich dieses Erfordernis ist, so schwierig ist es, die tatsächlichen Programme daran auszurichten.

Was der Praxis wirklich dient, ist nicht leicht auszumachen. Die Theorie ist ja auch nicht völlig daran zu messen, ob sich aus ihr ein gesichertes Rezept ergibt.

Ihr Nutzen kann schon darin liegen, dass sie ein gewisses Distanznehmen vor dem drängenden Zugriff des Alltags ermöglicht, ein Gegenstück zu den Emotionen und Affekten, mit denen die Tätigkeit des Erziehers unausweichlich verbunden ist.

Distanznehmen heisst für mich: sich besinnen; nicht aber: das Herz verkümmern zu lassen.

Dadurch scheint die Theorie auch in den Verdacht zu geraten, sie untergrabe das Engagement des Erziehers und entfremde ihn seiner eigentlichen Aufgabe. Ich neige zur Auffassung, dass es sich hier um ein Missverständnis handelt, aber es ist nicht verwunderlich, dass das Ringen um die Inhalte der Ausbildung im theoretischen Teil auch in den Annalen der BAHEBA deutlich hervortritt.

Wir können immerhin festhalten, dass auch nach verschiedenen Reformen der Kern des BAHEBA-Ausbildungsganges mit der ursprünglichen Verteilung von Schule

und Praxis erhalten blieb. In die zeitliche Mitte der Ausbildung wurde zusätzlich eine längere Phase kontinuierlichen Unterrichtes eingeschoben, die es erlaubt, die zurückliegenden Erfahrungen zu reflektieren und für die künftigen neue Gesichtspunkte zu gewinnen. Es bleibt zu hoffen, dass damit alle Ausbildungsteile zu ihrem Recht kommen und in einem harmonischen Verhältnis zueinander stehen.

Im Jahresbericht 1980 der BAHEBA ist zu lesen:

«Zurzeit arbeiten die verschiedenen Interessengruppierungen an einer Schulverfassung.»

Ich muss gestehen, dass dieser Satz mich ein wenig neugierig gemacht, ja irritiert hat.

Die Tatsache, dass die Schulverfassung bis heute noch nicht vorliegt, lässt die Vermutung zu, dass es sich um eine schwierige und wichtige Sache handelt. Dies gibt mir Gelegenheit, unter dem Schutz der Vorläufigkeit einige Mutmassungen anzustellen.

Was wird hier verfasst? Wahrscheinlich ein Schriftstück, in welchem Sitzungstraktanden und Sitzungsteilnehmer bezeichnet werden und aus welchem hervorgeht, wer wann was entscheidet und wer zuvor anzuhören ist.

Eine klare Gliederung der Abläufe, eine durchsichtige Verteilung der Rechte und Pflichten – wer könnte etwas dagegen haben? Transparente Strukturen gehören zu den Merkmalen zeitgemässer Institutionen.

Was ausgereift und erwachsen ist, braucht ein Statut, ein System von Regeln. So weit, so gut.

Die Qualität des Bildungsganges aber lässt sich nicht ein für allemal festschreiben, sondern muss täglich neu errungen werden. *Regeln* über Konfliktlösungen sind gut, sind aber keine Konfliktlösungen. Vorgeschriebene Gespräche sind vielleicht besser als gar keine, aber spontane Gespräche sind echter und nützlicher als veranstaltete.

Die schönste Schulverfassung sagt nichts über die wirkliche Schulverfassung, was wiederum nicht besagen will, eine Schulverfassung sei völlig nutzlos.

Zu den Eigenarten und Merkwürdigkeiten des Pädagogischen gehört, dass das Wichtige, das Eigentliche, von empfindlicher und flüchtiger Beschaffenheit ist. Die Substanz entflieht regelmässig, wenn man sie in Satzungen dingfest machen will. Es ist unsicher, ob die Substanz die vielen Worte, mit denen man sie einfangen will, auch erträgt.

Die Schulen beispielsweise sind nie dadurch besser geworden, dass sich Parlamentarier über die Zweckparagrafen die Köpfe heiss redeten.

Je weniger fassbar das Wesentliche ist, um so ausdauernder wird über dessen Symbole, nämlich über Worte, gestritten.

Ich hoffe, dass die Diskussion über die Schulverfassung der BAHEBA sich auch der Frage zuwendet, was in der Heimerziehung und in der Heimerzieherausbildung das *Wesentliche* sei.

Dabei muss die Kunst der Erhebung über die Worte geübt werden. Robert Musil hat geschrieben:

«Schönheit und Güte der Menschen kommen nicht von dem, was sie wissen, sondern von dem, was sie glauben.»

Das Wesentliche ist die innere Harmonie der Dinge, das Gleichgewicht von Wissen und Glauben. Es zu finden, ist nicht leicht. Glauben ist nicht machbar.

Aber der Glaube an die Machbarkeit aller Dinge, der so leicht an die Stelle des Gottesglauben tritt, ist ein Aberglaube.

Das Wesentliche lässt sich nicht benennen, sondern höchstens erfühlen, erspüren.

So kann man der BAHEBA, die nun in ihr drittes Jahrzehnt tritt, nur wünschen, dass sie das Organisierbare organisiere, so gut wie möglich, das Wissenswerte auswähle, nach den wirklichen Bedürfnissen, es vermittele, so gut wie möglich. Bei alledem soll sie ein Gespür dafür behalten, dass hinter dem Organisierten, dem Stoff und der Methodik das Unbenennbare steht, das in der Erziehung wirkt. Erziehen heisst Vertrauen, Hoffen, Glauben, Kräfte wirksam werden lassen, die – so würde der Philosoph sagen – aus dem Umgreifenden stammen, aus der Sphäre des Religiösen, in einem ganz weiten Sinne verstanden als jene Welt, die stärker ist als die Macht der Menschen, deren Grenzen sich in der Erziehung immer wieder zeigen.

Wenn das die eingangs erwähnte «Waisenhausideologie» ist, so soll und muss sie beibehalten werden.

«Mit dem Sterben leben»

«Mit dem Sterben leben»: An der diesem Thema gewidmeten letztjährigen Fortbildungstagung des VSA für Altersheimleitung und Kaderpersonal in St. Gallen wurde die eindruckliche Vortragsfolge durch Pfr. Klaus Dörig, Seelsorger am St. Galler Kantonsspital und am Bürgerspital, und Prof. Dr. Eduard Christen beschlossen. Klaus Dörig sprach über «Hilfen am Krankenbett» und Professor Christen, der an der Theologischen Fakultät in Luzern lehrt, über «Theologische Überlegungen zu Sterben und Tod». Mit dem Abdruck beider Vorträge im September-Heft ist die Veröffentlichung der gesamten Vortragsfolge im Fachblatt «Schweizer Heimwesen» nunmehr abgeschlossen. Die Redaktion weist die interessierten Leser darauf hin, dass die diesjährige Herbsttagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal am 16. und 17. November in Luzern stattfindet, Thema: «Der Mensch ist, was er isst – Essensformen, Lebensformen».

Hilfen am Krankenbett

«Ich möchte an der Hand eines Menschen sterben»

Von Klaus Dörig, St. Gallen

Sie haben den Film «Noch 16 Tage» gesehen. Dieser Film von der Sterbeklinik hat zweierlei gezeigt: die Situation mit all ihren Bedürfnissen und Wünschen, in der Sterbende sich befinden, und auch die Möglichkeit, wie wir darauf antworten und eingehen können.

Ich weiss nicht, wie es Ihnen ergangen ist. Ich jedenfalls erschrak, als ich das erstmal von einer Sterbeklinik hörte. Ich dachte, das muss ja furchtbar sein. Ein Haus, in das man hineingeht mit keiner anderen Gewissheit, als darin zu sterben. Aber ist es nicht auch bei uns so? Wieviele Leute sagen (oder sie denken es nur, weil sie es nicht auszusprechen wagen), wenn sie ins Altersheim kommen, ins Pflegeheim oder Spital müssen: «Das ist meine letzte Station, da komme ich nicht mehr lebend heraus.» Und das einzige, das wir dann tun können, ist genau das gleiche, was auch die Helfer in der Sterbeklinik tun, diesen Leuten das Gefühl geben und ihnen sagen: Du musst keine Angst haben; es ist Deine letzte Station, aber wir lassen Dich nicht allein. Wir gehen diesen Weg mit Dir zu Ende.

Und in mir taucht eine Art Zukunftsvision auf. Unser Land mit all seinen Heimen und Kliniken, von denen die Menschen wissen dürfen: Wenn es einmal so weit ist, kann ich dort meinen Lebensabend und meine letzten Tage verbringen, begleitet von lieben Menschen, die mich verstehen und bis zuletzt nicht allein lassen.

«Ich möchte an der Hand eines Menschen sterben» lautet der Titel eines Buches, das eine junge Theologiestudentin als Erfahrungsbericht auf einer Sterbeklinik geschrieben hat. «Ich möchte an der Hand eines Menschen sterben»; von dieser Praxis möchte ich jetzt zu Ihnen sprechen.

Herr Gmür hat gestern abend von den Anforderungen gesprochen, welche an die Helfer – an Sie – gestellt werden. Ich möchte versuchen, aus der Sicht des Kranken und Sterbenden zu sprechen, was er von uns möchte, und von den Möglichkeiten, die wir haben, auf ihn einzugehen, vor allem im Gespräch mit ihm. Das ist gemeint mit dem Titel «Hilfen am Krankenbett».

1. Die Situation des sterbenden Menschen

Geliebte Menschen verlieren, Misserfolge erleben, pensioniert und alt werden und dann schliesslich dem Tod gegenüber stehen, das sind Grenzen, Kreise, die sich immer enger um unser Leben schliessen. Wenn ich aber weiss,